

Ursula Meckel, geboren 1949 in Ostberlin, bemerkte bereits als Kind die in der DDR klaffende Lücke zwischen propagiertem Anspruch und der Realität. Als 16-Jährige musste sie wegen eines politischen Aufsatzes und trotz überdurchschnittlicher Begabung die Spezialschule für Mathematik verlassen. Einen Schutzraum vor staatlicher Gängelung fand sie in der evangelischen Kirche. Eine Erfahrung, die ihre Entscheidung für ein Theologiestudium wesentlich beeinflusste. Später bot sie als Pastorin in Thale bewusst denjenigen Zuflucht, die entrechtet und kriminalisiert wurden.

Der Bau der Berliner Mauer schnitt mich urplötzlich von meinem kindlichen Alltag ab, wie ich ihn bis dahin gewohnt war: Ich lebte mit meiner alleinerziehenden Mutter in Berlin-Prenzlauer Berg, war aber viel bei meiner Oma im Westteil der Stadt. Sie und andere Verwandte wohnten in Kreuzberg, nur einen Fußweg entfernt. Doch mit dem Mauerbau waren sie für mich mit einem Schlag unerreichbar.

Der 13. August 1961 war ein Sonntag, es waren Ferien und ich ließ es mir bei meiner Oma gutgehen. Sie hatte gekocht und es war geplant, dass meine Mutter zum Mittagessen kommt. Aber sie kam nicht. Anfangs dachten wir, dass sie sich verspäten würde. Meine Oma war deshalb ziemlich sauer und wickelte den Topf mit den bereits gar gekochten Kartoffeln in Zeitungspapier ein, und stellte ihn zum Warmhalten ins Bett. Kurz darauf klingelte die Nachbarin an der Tür und fragte, ob wir heute schon mal Nachrichten gehört hätten. Da wurde klar: Meine Mutter konnte nicht mehr kommen. Für sehr lange Zeit nicht. Ich blieb dann noch ein paar Tage bei meiner Oma und kurz vor Schulbeginn brachte sie mich zurück zur Grenze, wo mich meine Mutter in Empfang nahm.

Das alles war für mich ein einschneidendes Erlebnis. Auch in der Schule wurde es schwieriger, es herrschte große Verunsicherung. Die Lehrer erzählten uns, dass die DDR einen antifaschistischen Schutzwall bauen musste, weil der Westen uns überfallen wollte. Als ich das hörte, dachte ich mir „Wie bitte? Meine Oma? Tante Frieda? Meine Cousins? Uns überfallen? Nee, niemals!“ Ich wurde misstrauisch und bekam weitere Zweifel am Sozialismus.

Die ersten lagen ein paar Jahre zurück. Ich wollte unbedingt zu den Jungen Pionieren, weil ich das blaue Halstuch so schön fand, aber meine Mutter war dagegen. Folgerichtig erschien der Klassenlehrer bei uns zu Hause und wollte meine Mutter überzeugen: Ich sei doch so eine gute Schülerin, dass mein Platz bei den Pionieren sei. Meine Mutter konterte, ich sei zwar eine gute Schülerin, hätte aber nur eine 3 in Betragen und das passe nicht zur Vorbildfunktion der Jungen Pioniere. Auf dem nächsten Zeugnis bekam ich meine erste und einzige 1 in Betragen und wusste natürlich, dass dies für mich lebhaftes und etwas vorlautes Kind schlicht unehrlich war.

Als meine Mutter Examen machte, zog ich für ein paar Monate zu Bekannten, die in Klein Schierstedt bei Aschersleben wohnten. Es war eine Großfamilie mit acht Kindern, sie lebten auf einem Hof mit Tieren, das fand ich toll. Dort bin ich erstmals in Kontakt mit der Kirche gekommen, denn als meine atheistische Mutter mich dorthin brachte, fragte die Oma des Hauses ganz selbstverständlich, ob ich denn auch zur Christenlehre gehen würde. Meine Mutter wollte nicht diskutieren und antwortete „Ja, ja.“

Als ich nach Berlin zurückkehrte, ging ich weiter zum Konfirmanden-Unterricht. Und ich merkte schnell, dass Kircheng Zugehörigkeit in der DDR einen Makel darstellte. Ich war zwar Klassenbeste, aber ausgezeichnet wurde am Schuljahresende immer jemand anderes. Das empfand ich als sehr ungerecht.

In der 9. Klasse kam ich auf eine Berliner Spezialschule für Mathematik, die Heinrich-Hertz-Oberschule. Außerdem besuchte ich regelmäßig die Junge Gemeinde. Ich war damals ein typischer Teenager. Wie das so ist in diesem Alter, kannte ich nur schwarz oder weiß. Irgendwann gefiel mir nicht, wie in der Jungen Gemeinde über den Vietnamkrieg gesprochen wurde. Mein Missfallen machte ich auch dem Pfarrer gegenüber deutlich. Es war ein sehr unerfreuliches Gespräch an dessen Ende ich sagte, dass ich künftig nicht mehr zu den Treffen kommen würde. Der Pfarrer erwiderte: „Ich kann Dich jetzt nicht halten, aber wenn Du irgendwann wiederkommen willst, dann würde ich mich freuen.“ Ich dachte, „da kannst Du lange warten.“

In dieser Zeit stieß ich auch in der Schule zunehmend an Grenzen und auf Widersprüche, die meinen Gerechtigkeitsinn anstachelten. In meine Klasse gingen sowohl der Sohn des Regimekritikers Robert Havemann als auch der Spross des DDR-Staatssekretärs und späteren Ministers für Hoch- und Fachschulwesen Ernst-Joachim Gießmann. Im FDJ-Diskutierklub der Schule war vorgeschlagen worden, über den „Stalinismus in der DDR heute“ zu diskutieren. Als Gießmanns Sohn zu Hause davon erzählte, musste der gar nicht zuständige Klassenlehrer, den ich sehr mochte, die Schule verlassen.

Hinzu gesellte sich ein weiteres Erlebnis, das mich sehr prägte: Wir sollten einen Hausaufsatz zum Thema „Das ist Sozialismus“ schreiben. Mein Lehrer fragte mich, ob ich die Aufgabe schon erledigt hatte. Ich sagte „nein, ich kann ja doch nicht schreiben, was ich denke.“ Er antwortete mir: „Doch, das kannst du machen, ich werde das Ergebnis auch niemandem zeigen.“ Heute denke ich, er hat das in dem Moment auch so gemeint.

Ich habe den Aufsatz also geschrieben und darin viele Widersprüche aus meinem Alltag aufgezeichnet. Was ich in der Zeitung las, stellte ich meinen realen Erlebnissen gegenüber. Zum Beispiel, dass in den Medien zu lesen

war, am 1. Mai haben Zehntausende am Straßenrand gejubelt. Ich erlebte etwas ganz anderes: Wir sind zu diesen Maidemonstrationen gegangen, weil wir da hin mussten. Wir meldeten uns kurz an und verschwanden dann wieder. Niemand wollte dort hingehen, genau das habe ich aufgeschrieben.

Auch die zur Steigerung der Produktivität in den Betrieben ins Leben gerufene Aktivisten-Bewegung, die damals von den staatlichen Stellen massiv vorangetrieben wurde, habe ich aufgegriffen. Ich schrieb, dass die Arbeiter dadurch einem enormen Druck ausgesetzt seien, den sie nicht wollten. Mein Lehrer, der mir zuvor eigentlich Vertraulichkeit zugesichert hatte, musste wohl aufgrund des Inhalts Angst bekommen haben, jedenfalls hat er sich nicht an unsere Abmachung gehalten und den Aufsatz weitergegeben.

Ich wurde zur Schulleitung zitiert, im Raum saßen außer dem Klassenlehrer noch zwei mir unbekannte Herren, die sich nicht vorstellten, es war wie ein Tribunal. Sie fragten, ob ich den Aufsatz allein oder mit Hilfe des Pfarrers geschrieben hätte. Auch meine Mutter wurde in die Schule zitiert, sie wollte den Aufsatz sehen. Man verweigerte ihr diesen Wunsch und sagte, er sei so schlimm, dass man ihn niemandem zeigen könne.

Aufgrund der Ereignisse wurde ich aus der FDJ ausgeschlossen und flog von der Schule, damit hatte ich nicht gerechnet und war sehr verunsichert und auch ratlos, wie es weiter gehen sollte. Ich habe sämtliche Kontakte zur Schule abgebrochen, es war auch ein sozialer Bruch. Erst viele Jahrzehnte später habe ich verstanden, dass mein Rauswurf nicht nur für mich ein einschneidendes Erlebnis war, er hatte auch mit meinen Klassenkameraden etwas gemacht. Auf einem Klassentreffen, zu dem ich 2013 eingeladen wurde, kam der frühere FDJ-Sekretär unserer Klasse auf mich zu und bat mich dafür, dass er damals für meinen Ausschluss aus der FDJ gestimmt hatte, um Vergebung. Ich erfuhr auch, dass bis auf einen Mitschüler die gesamte Klasse dafür gestimmt hatte. Man hatte ihnen erzählt, dass ich es nicht verdiente, weiterhin Mitglied in der FDJ zu bleiben. Sie waren gegen mich instrumentalisiert worden.

Im Anschluss an diese zermürende Zeit begann ich eine Berufsausbildung zum Elektrosignalschlosser mit Abitur und landete bei der Berliner S-Bahn. Ich war das einzige Mädchen und meinen Mitschülern in vielen Fächern weit voraus. Ich fühlte mich dort im Großen und Ganzen wohl, obwohl die Lehre für mich eine Art Abstieg war. Trotzdem gab es spannende Inhalte. Die Berliner S-Bahn hatte schon damals ein tolles Sicherheitssystem mit automatischen Bremsen, das mich faszinierte.

Auch in diesem neuen Umfeld habe ich weiterhin meinen Mund aufgemacht, wenn mir etwas nicht gefiel. Ich erinnere mich, dass die Volkskammerwahl

bevorstand, an der ich zum ersten Mal teilnehmen musste. Vom Lehrpersonal kam der Vorschlag, dass wir alle frühzeitig ins Wahllokal gehen und die Wahl offen vollziehen sollten, um damit unser Vertrauen in den Staat zu unterstreichen. Ich wollte das nicht und sagte das auch. Meine Abneigung kam nicht gut an und führte zu einem Konflikt, der sich hochschaukelte.

Diese so genannten Wahlen waren ja eigentlich eine Farce, wurden aber von den Funktionären geradezu lächerlich ernstgenommen. Jahre später, ich war schon Pastorin in Thale, erzählte mir ein Mann aus der Gemeinde, dass er zu seinem Betriebsleiter zitiert wurde, weil er nicht wählen war (dabei gab es auch in der DDR ein Wahlgeheimnis), und sich für seine Nichtteilnahme rechtfertigen sollte. Ihm wurde gedroht: „Das hat Folgen für Sie, für Ihre Frau und für Ihre Kinder.“ Daraufhin nahm er an späteren Wahlen teil und ich habe den Vertretern vom Rat der Stadt gesagt: „Solange ihr so mit Menschen umgeht, werde ich nicht zur Wahl gehen, denn mich könnt ihr nicht erpressen.“ Und das habe ich dann auch durchgezogen, getreu meinem Lieblingsmotto von Theodor Storm: „Der eine fragt, was kommt danach, der andre nach dem Recht, und darin unterscheidet sich der Freie von dem Knecht.“

In der Kirche, mit der ich mich zwei Jahre zuvor überworfene hatte, fand ich nun genau das, was ich dringend gebraucht habe: Raum für offene Gespräche und das Gefühl, angenommen und nicht weggestoßen zu werden. Dort fühlte ich mich geschützt, weil ich sagen konnte, was ich dachte. Ich reaktivierte den Kontakt zu meinem Pfarrer. Eines Tages ging ich zur Andacht und setzte mich auf meinen alten Stammplatz in der Nähe der Kanzel. Als er mich sah, lächelte er, so dass ich seine Freude spüren konnte. Auch später kam kein Vorwurf von ihm. Der entscheidende Unterschied war, vom Staat weggeschickt und von der Kirche angenommen worden zu sein. Das hat mich sehr geprägt.

Ich dachte mir, so wie mein Pfarrer mit mir in dieser Situation umgegangen ist, möchte ich auch gern mit Menschen umgehen. Deshalb habe ich mich auch für ein Theologiestudium entschieden. Ansonsten hätte ich vermutlich Mathematik studiert. Meine Mutter war von meiner Entscheidung nicht begeistert. Sie sagte: „Bist Du verrückt, in zehn Jahren wird es gar keine Kirche mehr geben.“ Aber sie konnte mich nicht umstimmen.

Auch während des Studiums geriet ich in Konflikte. Zum Beispiel im Lager für Zivilverteidigung, kurz ZV-Lager, in Johannegeorgenstadt, als uns die Ausbilder während einer Übung anwiesen, uns mit Gasmasken und Schutzanzug in einen winzigen Raum zu zwängen. Eine Kommilitonin hatte panische Platzangst, doch die Ausbilder nahmen darauf keine Rücksicht. Das hat mich total wütend gemacht und ich habe sie angeschrien. Erst dann ließen sie davon ab.

Wir Theologiestudenten haben in diesem ZV-Lager natürlich auch gern mal ein bisschen provoziert. Es gab eine Anweisung, die Studenten jeden Morgen mit der Trillerpfeife zu wecken. Wir haben das geändert, und morgens einfach alle wachgesungen, das gefiel den Ausbildern überhaupt nicht. All diese Vorfälle führten dazu, dass mir im Anschluss mein Leistungsstipendium an der Uni gestrichen wurde.

Die ZV-Lager waren von staatlicher Seite oft so organisiert, dass man uns renitente Theologiestudenten möglichst positiv, also im Sinne der Staatsdoktrin, beeinflussen wollte. Deshalb hatte man im Vorfeld schon dafür gesorgt, dass wir gemeinsam mit staatstreuen Jurastudenten untergebracht waren. Aber das hat nicht wie gedacht funktioniert, eigentlich kam es sogar umgekehrt. Denn wir kamen mit den Jurastudenten ins Gespräch. Sie haben sich dann mit der Bibel befasst. Bei einigen Geschichten, die wir ihnen daraus erzählt haben, stellten sie fest, dass sich daraus juristisch äußerst interessante Konstellationen oder Fragestellungen ergaben, die sie dann mit uns diskutierten.

Während meines Studiums habe ich eine Weile in Zeitz gelebt, wo mein damaliger Mann Pfarrer war und ich später ein Vikariat antrat. In dieser Zeit habe ich Oskar Brüsewitz kennengelernt. Deshalb weiß ich aus eigener Anschauung, dass die vielen Gerüchte, die der Staat nach seiner Selbstverbrennung im Jahr 1976 über ihn in Umlauf brachte, darunter die Behauptung, er sei wahnsinnig, schlicht falsch waren. Brüsewitz war weder ein Fanatiker noch ein Irrer. Er war zutiefst gläubig. Und er war ein ausgesprochen brüderlicher Mensch, der für jeden sein letztes Hemd gegeben hätte. Diese Haltung erwartete er auch von anderen, vor allem aber von Talar-Trägern.

Ich mochte ihn wirklich gern. Er war sehr ungeduldig, was vielleicht auch mit seiner Herzerkrankung zu tun hatte, es konnte ihm nie schnell genug gehen. Er war kein Theoretiker sondern ein absoluter Pragmatiker und insgesamt ein herzensguter Mensch. Manchmal rief er mich an und fragte, ob ich statt seiner predigen würde. Er war kein guter Prediger und das wusste er auch.

Aber er war im Stande, Öffentlichkeit herzustellen. In den 1970er Jahren machte er unermüdlich Werbung für die Kirche, damit wollte er vor allem den unerträglichen DDR-Parolen etwas entgegensetzen. Damals, vor und nach dem 25. Jahrestag der DDR, hingen überall im Land besonders viele Plakate mit propagandistischen Losungen. Brüsewitz konterte bei seinen Aktionen zum Beispiel den inflationär auftauchenden Verweis auf „25 Jahre DDR“ mit dem Spruch „2000 Jahre unbesiegbare Kirche Christi“.

Seine Ideen waren unkonventionell und oft provokant. Und er hat sich da auch nichts sagen lassen. Er hat selten auf andere oder auf mich gehört, aber in einem Fall dann doch: Da gab es den SED-Slogan „Ohne Gott und

Sonnenschein fahren wir die Ernte ein“, den er ursprünglich in „Ohne Regen, ohne Gott geht auch die DDR bankrott“ abwandeln wollte. Es gelang mir im Vorfeld, ihn von einer geringfügig geänderten, aber ähnlich wirkungsvollen Formulierung zu überzeugen, und so wurde daraus „Ohne Regen, ohne Gott geht die ganze Welt bankrott.“ Dadurch war im Prinzip das gleiche gesagt, aber die DDR-Oberen konnten sich durch die kleine Änderung weniger direkt angegriffen fühlen.

Mit einem Plakat, auf das er diese Losung gemalt hatte, zog er dann mit einem Pferdewagen bis in die Innenstadt von Zeitz. Das allein war schon ein Blickfang für die Öffentlichkeit. Aber als die Polizei davon Wind bekam, eskortierte sie Brüsewitz, wodurch die Aktion noch mehr auffiel und noch mehr Staub aufwirbelte. Man muss sich das vorstellen, es war ein Freitagnachmittag und man stoppte ihn ausgerechnet an einer stark befahrenen Durchgangsstraße. Die Autos stauten sich und es gab ein riesiges Aufsehen.

Um das Chaos einzugrenzen, schirrten sie das Pferd aus, konfiszierten das Plakat und lagerten es vorübergehend im Hof der örtlichen Feuerwache. Am darauffolgenden Montag gingen dann bei der Polizei verwunderte Anrufe ein, was bei der Feuerwehr los sei, dass da so merkwürdige Sprüche hingen. Im Nachgang ließ sich nicht mehr klären, ob das unliebsame Plakat durch einen heimlichen Unterstützer womöglich mit Absicht in die gut sichtbare Einfahrt geschoben worden war oder eher durch pure Dummheit dort gelandet war.

Solche Aktionen sprachen sich natürlich sehr schnell herum und machten Brüsewitz bekannt. Es war ein bisschen wie bei „Don Camillo und Peppone“, nur, dass sich die DDR-Behörden in diesem Konflikt völlig humorlos und frei von Ironie zeigten.

Die Umstände seines Todes waren natürlich schrecklich. Seine Selbstverbrennung am 18. August 1976 auf dem Markplatz von Zeitz hatte er lange zuvor geplant. Er hat immer davon gesprochen, dass er einen drei-Stufen-Plan habe. Die Selbstverbrennung war Stufe drei, sie war ein politisches Statement. Um davon abzulenken, versuchten die DDR-Behörden seine Aktion als die Tat eines Irren abzustempeln. Er war aber auf keinen Fall geistesgestört. Besonders infam fand ich, dass die DDR-Behörden später behaupteten, die Kirche habe Brüsewitz vertrieben und dadurch zu dieser Tat gedrängt.

Kurz nach seinem Tod beendete ich mein Vikariat und kam als Pastorin nach Thale. Dort habe ich mich gleich in den ersten Tagen unbeliebt gemacht. Zu dieser Zeit kursierten im „Neuen Deutschland“ unsägliche Artikel über Brüsewitz, was ich in einem Gottesdienst zum Thema gemacht habe. Außerdem bat ich als Zeichen der Solidarität um Spenden für Frau Brüsewitz und ihre Töchter. Offenbar saß die Stasi auch im Gottesdienst, jedenfalls tauchte sie

danach beim Propst in Quedlinburg auf, der - nebenbei bemerkt - für solche Beschwerden gar nicht zuständig war. Aber ich erhielt von dort Rückendeckung. Das sollte auch in den nächsten Jahren so bleiben. Die Vorgesetzten in der Kirche standen zu mir.

Mir war immer klar, dass es in der DDR als politische Haltung gedeutet wurde, wenn man sich in der und für die Kirche einsetzte. Nach der Wende konnten ich und mein Thalenser Amtskollege Erich Schweidler in den Stasi-Akten nachlesen, dass man es bedauerte, dass wir uns in unseren Gemeinden stets knapp unter einer strafrechtlichen Relevanz bewegten. Der Vorgang, mit dem man uns offenbar über Jahre beobachtete, hieß übrigens „Kathedrale“. - Wer die beiden Thalenser Kirchen kennt, weiß, dass dieser Begriff eine heillose Übertreibung war.

In meiner Anfangszeit waren Pfarrstellen noch nicht so überfrachtet wie inzwischen, so dass ich damals bei den Gemeindemitgliedern noch zweckfreie Besuche machen konnte. Dadurch habe ich viele Familien sehr intensiv kennengelernt und die Leute oft über viele Jahrzehnte von der Taufe über die Konfirmation und die Hochzeit durch ihr Leben begleitet.

Unsere Junge Gemeinde war gut besucht. Neben den Jugendlichen aus gläubigen Familien kamen auch solche, die nicht religiös waren, aber deren Eltern die Ausreise beantragt hatten und die deshalb eine Zuflucht suchten. Diesen Ort wollte ich ihnen bei uns bieten. Noch heute ist das eines meiner Grundkonzepte: Ich möchte Menschen, die Halt brauchen, auffangen und ihnen Schutz geben und sie zum Widerstand befähigen und ermutigen. Das ist mir ein wichtiges Anliegen, denn „die Menschen, denen wir eine Stütze sind, geben uns den Halt im Leben“, wie es in einem Zitat von Marie von Ebner-Eschenbach heißt.

1980 wurde unsere Gemeinde nachhaltig von einem schrecklichen Ereignis erschüttert, das mich noch heute tief bewegt: Zwei eng befreundete Jungen, Thomas und Volker, damals 15 und 16 Jahre alt, wollten gemeinsam aus der DDR fliehen. Mit zwei großen roten Rucksäcken, in die sie ihre Lieblingsspielsachen gepackt hatten, zogen die beiden los. Bereits in Wernigerode wurden sie gefasst und zurückgeschickt. Aber sie versuchten es ein zweites Mal. Sie schlossen sich in die Toilette eines Interzonenzugs ein, wo sie natürlich entdeckt wurden. Weil sich unter den Spielsachen in ihrem Rucksack auch ein Chemiebaukasten befand, galten sie nicht nur als Wiederholungstäter, sondern auch noch als bewaffnet. Sie wurden verurteilt und ins Gefängnis gesteckt. Volker hat sich dort erhängt. Es ließ sich im Nachhinein nie aufklären, ob sich sein Freitod wirklich so abgespielt hat. Er wurde am Freitag, den 30. Mai 1980 in Thale beerdigt, zwei Tage später hätte er konfirmiert werden sollen.

Die gesamten Umstände seines Todes waren fürchterlich. Aus seiner Schulklasse durfte niemand an der Beerdigung teilnehmen, ein Kranz, den eine Mutter des Elternaktivs vorgeschlagen hatte, wurde verboten. Ich habe selbst an der Trauerfeier teilgenommen und habe auf der Empore einfach nur geheult. Noch heute habe ich zur Mutter des Jungen Kontakt und weiß, welche erhebliche Folgen sein Tod für die gesamte Familie hatte. Und auch sein Freund, der die Haftzeit überlebt hat, aber heute nicht mehr über diese Geschehnisse sprechen kann und will, hat sicher schwer daran zu tragen. Man muss sich einfach vergegenwärtigen: Das waren Kinder.

Die Ereignisse haben uns in der Gemeinde ziemlich mitgenommen. Ich habe damals meine ohnmächtige Wut in einem Brief formuliert und ihn an etwa 90 Adressen innerhalb der DDR verschickt. Er ist auch in den Westen gelangt und wurde von einer großen Westdeutschen Tageszeitung abgedruckt. Darin schrieb ich unter anderem: *„Schon vor 100 Jahren haben Jungen versucht, das Elternhaus zu verlassen, wollten auf ein Schiff nach Amerika o. ä. Damals aber hat sie niemand zu Staatsverbrechern gestempelt und entsprechend behandelt. Wir sind betroffen darüber, wie bei uns Kinder kriminalisiert werden und einer Situation ausgesetzt, der sie nicht gewachsen sein können. Volker mit seinen erst fünfzehn Jahren war noch ein Kind und dem Strafvollzug unter Erwachsenen offenbar nicht gewachsen.“*

Die Geschehnisse haben wir auf Plakate geschrieben, durch den Text des Songs „Verluste“ von Gerhard Schöne ergänzt und bei uns in der Kirche aufgehängt. Uns kam es darauf an, Öffentlichkeit herzustellen und auf den Irrsinn hinzuweisen, der da mitten unter uns passiert war.

Ein ähnlich schmerzhafter Fall ereignete sich in unserer Gemeinde noch 1989. Kurz nach der Wende musste ich einen jungen Mann beerdigen, der bereits am 3. Oktober 1989 beim Versuch über die Oder zu schwimmen, angeblich ertrunken war. Seine Eltern haben nicht an diese Schilderung geglaubt, denn ihr Sohn sei ein ausgezeichneter Schwimmer gewesen. Zumal wurde die Leiche des 28-Jährigen in einem versiegelten Sarg angeliefert, es war also unmöglich, sie in Augenschein zu nehmen. Weil es so viele Ungeheimheiten gab und die Formalitäten so lange dauerten, konnte die Beerdigung erst im Dezember 1989 stattfinden, als man zwischen Ost und West bereits ungehindert hin und herreisen durfte. Das war für die Eltern besonders bitter und auch für mich eine Grenzerfahrung.

Als im Herbst 1989 die Demos losgingen, habe ich zunächst noch an einen eigenständigen Weg der DDR geglaubt. Als aus dem Ruf „Wir sind das Volk“ kurze Zeit später „Wir sind ein Volk“ wurde, fand ich das zunächst gar nicht gut. Heute denke ich, es gab keine wirkliche Alternative. Ein eigenständiger Weg der DDR hätte nicht funktioniert, schon weil damals noch niemand ahnte, wie marode dieses Land wirklich war.

Ich habe mich viel und intensiv an der Aufarbeitung der SED-Diktatur beteiligt. Im Kreistag wurde ich zur Vorsitzenden des Ausschusses gewählt, der die Stasi-Überprüfungen vornehmen sollte. Außerdem habe ich bis zu den ersten Wahlen den Runden Tisch des Landkreises moderiert, was mir aufgrund meiner Seelsorge-Ausbildung auch ganz gut gelungen ist. Ich hatte von Anfang an einen Vertrauensbonus. Das war gut. Bis dahin waren wir nur das Ein-Parteien-System gewohnt und mussten das gemeinsame Diskutieren und Argumentieren über Parteigrenzen hinweg erst entdecken. Da musste auch ich dazu lernen. Anfangs waren mein langjähriger Pfarrkollege, der spätere Thalenser Bürgermeister Erich Schweidler, und ich regelrecht voneinander enttäuscht, weil er für die CDU und ich im Stadtrat für Bündnis 90 kandidierte. Es hat ein bisschen gedauert, bis uns klar wurde, dass jemand nicht mein Feind sein muss, bloß, weil er sich einer anderen Partei zugehörig fühlt.

Als Deutschland wiedervereinigt war, musste ich mich wie viele andere auch, mit meiner Identität auseinandersetzen. 1985 war ich als Delegierte der Kirchenprovinz Sachsen zum Kirchentag in den Westen gefahren. Dort bin ich vom Deutschlandfunk interviewt worden. Man wollte wissen, wie es mir im Westen geht. Ich antwortete, dass ich mich wie in einem fremden Land fühlte. Da gab es dann wütende Höreranrufe. Aber ich fühlte mich damals wirklich fremd in der BRD, es war ein komplett anderes System.

Dieses Fremdheitsgefühl hat mich kurz nach der Währungsunion noch einmal erwischt. Ich nahm an einer internationalen Tagung teil, und wir sollten uns unter unterschiedlichen Aspekten im Raum verteilen, zum Beispiel die unter Dreißigjährigen rechts, die anderen links, die Blauäugigen rechts, die anderen links usw. Dann kam die Aufforderung, die Osteuropäer hier und die Westeuropäer dort. Ich sehe mich noch heute wie eine Idiotin mitten im Saal stehenbleiben, weil ich nicht wusste, wo ich hingehörte. Vom Gefühl her wollte ich zu den Ungarn, Tschechen und Polen, doch ich hatte Westgeld, also gehörte ich nun zu Frankreich, England usw. Geld als Identitätsbestimmung? - Das fand ich irgendwie pervers.

Mein Vorteil war, dass ich schon vor der Wende Freunde im Westen hatte, die sich wirklich für mich und unser Leben hier interessierten. Sie haben mich in Thale besucht. Sie kamen nicht, um mir zu zeigen, was im Westen alles besser war, sie wollten einfach die DDR kennenlernen. Das war für beide Seiten sehr bereichernd.

Bis heute bin ich davon überzeugt, dass mich meine DDR-Sozialisation geprägt hat. Dabei geht es aber nicht um irgendeine Qualität, also nicht um die Frage, ob wir besser oder schlechter als die Deutschen im Westen sind. Aber wir müssen über unsere Unterschiede sprechen. Die Fähigkeit zu dieser Art der Kommunikation war und ist mir auch in der Gemeindefarbeit sehr

wichtig. Vor ein paar Jahren wollten einige Jugendliche nicht zum Kirchentag fahren. Es fielen vereinzelt Bemerkungen wie „zu den doofen Wessis wollen wir nicht.“ Ich war davon sehr irritiert und habe sie animiert, doch hinzufahren. Als sie zurückkamen waren sie natürlich begeistert. Dieses Beispiel zeigte mir einmal mehr, dass es direkte gemeinsame Erfahrungen und eigene Anschauungen braucht, damit sich Vorurteile nicht festsetzen. Wir müssen uns weiterhin gegenseitig unsere Geschichten erzählen.

